

ergriffen von diesem Wort: «Du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.»

XII

SCHON Anfang Dezember hatte ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt, Adorno alles bisher vom *Faustus* Geschriebene und in Maschinenabschrift Vorliegende zu übergeben, um ihm volle ideelle Einsicht zu bieten, ihn recht mit meinen Absichten bekannt zu machen und ihn dafür zu stimmen, mir beim musikalisch Bevorstehenden imaginativ zur Hand zu gehen. Gegen Ende des Jahres dann schrieb ich ihm, anstelle der Morgenarbeit, einen kommentierenden Brief von zehn Seiten, worin ich vor allem meine «bedenklich-unbedenklichen» Griffe in seine Musik-Philosophie so gut es ging entschuldigte: sie seien, schrieb ich, in dem Vertrauen geschehen, daß das Ergriffene, Abgelernte sehr wohl innerhalb der Komposition eine selbständige Funktion, ein symbolisches Eigenleben gewinnen könne und dabei an seinem ursprünglichen kritischen Ort unberührt bestehen bleibe. Ich setzte ihm ferner auseinander, wie sehr meine «initiierte Ignoranz» für das Bevorstehende der Versorgung mit fachlichen Exaktheiten bedürfe. «Der Roman», schrieb ich, «ist so weit vorgetrieben, daß Leverkühn, fünfunddreißigjährig, unter einer ersten Welle euphorischer Inspiration, sein Hauptwerk, oder sein erstes Hauptwerk, die 'Apocalipsis cum figuris' nach den fünfzehn Blättern von Dürer oder auch direkt nach dem Text der Offenbarung in unheimlich kurzer Zeit

komponiert. Hier will ein Werk (das ich mir als ein sehr 'deutsches' Produkt, als Oratorium, mit Orchester, Chören, Soli, einem Erzähler denke) mit einiger Suggestivkraft imaginiert, realisiert, gekennzeichnet sein, und ich schreibe diesen Brief eigentlich, um bei der Sache zu bleiben, an die ich mich noch nicht recht herantraue. Was ich brauche, sind ein paar charakterisierende, realisierende Einzel-Genauigkeiten (man kommt mit wenigen aus), die dem Leser ein plausibles, ja überzeugendes Bild geben. Wollen Sie mit mir darüber nachdenken, wie das Werk — ich meine Leverkühns Werk — ungefähr ins Werk zu setzen wäre; wie Sie es machen würden, wenn Sie im Pakt mit dem Teufel wären; mir ein oder das andere musikalische Merkmal zur Förderung der Illusion an die Hand geben? — Mir schwebt etwas Satanisch-Religiöses, Dämonisch-Frommes, zugleich streng Gebundenes und verbrecherisch Wirkendes, oft die Kunst Verhöhnendes vor, auch etwas aufs Primitiv-Elementare Zurückgehendes (die Kretzschmar-Beißel-Erinnerung), die Takteinteilung, ja die Tonordnung Aufgebendes (Posaunen-Glissandi); ferner etwas praktisch kaum Exekutierbares: alte Kirchentonarten, A-cappella-Chöre, die in untemperierter Stimmung gesungen werden müssen, so daß kaum ein Ton oder Intervall auf dem Klavier überhaupt vorkommt — etc. Aber 'etc.' ist leicht gesagt . . . »

Dies, mit den Chören in untemperierter Stimmung, war eine närrisch fixe Idee von mir, an der ich lange hartnäckig festhielt, obgleich der Angerufene nichts davon wissen wollte. Ich war so verliebt in die Vorstellung, daß ich sogar hinter Adornos Rücken Schönberg darüber zu Rate zog, der mir antwortete: «Ich würde es nicht ma-

chen. Aber möglich ist es theoretisch durchaus.» Trotz dieser Ermächtigung von ganz Oben ließ ich den Gedanken schließlich fallen, wie auch das Aufgeben der Takteinteilung, die als Kulturerrungenschaft ironischerweise beibehalten wird. Desto stärker arbeitete ich dafür den Barbarismus des instrumentalen und vokalen Glissando heraus. —

Weihnachten, ein regnerisches, vorersteinmal wieder, — die kleine Familie aus San Francisco — Mill Valley traf dazu ein, und da es an Lametta fehlte für den Baum, waren wir am Vorabend geschäftig, eine Menge von angesammeltem Stanniol in schmale Streifen zu schneiden, damit die Bübchen sich freuen. «Wiedersehen mit Frido — beglückend.» Ich schrieb noch am XXXIII. Kapitel während der Festtage, in das ich Adrians sonderbar angelegentliche Betrachtungen über die Schönheit und Wahrheit des Meerweibes nachträglich interpolierte, und schloß es erst kurz vor Ende des Jahres ab. Es hatte siebenundzwanzig Tage gekostet. Adorno ließ mich wissen, daß er alles gelesen und Notizen zur Besprechung vorbereitet habe. — «Am Kapitel gebessert. Auf dem Spaziergang überwältigend müde und den Rest des Tages leidend und schläfrig, ohne schlafen zu können. Empfang Dr. Schiff. (Bisher hatte der Doktor Wolf geheißen, aber wiederholter Ärztewechsel ist bei Zuständen wie meinem typisch; es sollte auch noch Dr. Rosenthal, meines Bruders Arzt, an die Reihe kommen.) Er sprach den Luftröhren- und Nebenhöhlenkatarrh als vermutlich infektiös an und verordnete allerlei Linderndes, Lösendes, Stärkendes.» So das Tagebuch. Gut denn, ich war fieberfrei, war nicht krank, sondern nur halbkrank und hielt also an meinem Alltag fest, dem

gewohnten Turnus von Arbeit, Lektüre, Marschieren gegen das Meer hinab, Briefdiktaten und handschriftlicher Korrespondenz. «Warum nur alle, die einwandern wollen oder einen 'job' suchen, sich an mich wenden!» Frage an das Schicksal. — Die Vorbereitungen zum dreigeteilten XXXIV. Kapitel begannen sogleich mit dem neuen Jahr 1946, dessen erster Tageseintrag dem *Faustus* als Ganzem galt, und zwar im Zusammenhang mit der Durchsicht von Max Osborns *Memoiren*, für die mich der Autor um ein Vorwort ersucht hatte. Ich las da von Menzel, Liebermann, Klinger, Lesser-Ury, Bode, dem Museumsgewaltigen. «Lauter Persönlichkeiten! Ich glaube, ich bin keine. Man wird sich an mich so wenig erinnern wie etwa an Proust.» Und plötzlich: «Wieviel enthält der *Faustus* von meiner Lebensstimmung! Ein radikales Bekenntnis im Grunde. Das war das Aufwühlende, von Anbeginn, an dem Buch.»

An einem dernächsten Nachmittage war ich bei Adorno. Er und seine Frau hatten das Manuskript gleichzeitig gelesen, hatten die Blätter einander aus der Hand genommen, und ich, der Zweifelnde, horchte begierig auf ihren Bericht über die Beteiligung, Spannung, Erregung, mit der sie es getan. Daß der Verfasser der *Philosophie der modernen Musik* durchaus gute Miene zu der Art machte, wie ich meinen werkfeindlichen Teufel mit etwelchen seiner zeitkritischen Aperçus «in die Kunst hatte hineinhofieren» lassen, wie Adrian es ausdrückt, erleichterte mein Gewissen. Mit ihm allein in seinem Arbeitszimmer konnte ich viel Gutes und Kluges von ihm hören über Größe und Schwierigkeit des Vorwurfs. Manches von dem Geschriebenen war ihm durch Vorlesungen bekannt, meh-

rerer neu gewesen, und er ließ sich besonders aus über die «Humanität», die aus dem Abschnitt über die dienenden Frauen, die «Erfahrung», die aus Ines Roddes leidenschaftlichen Eröffnungen gegen Serenus, den «Guten», keine Emotionen Weckenden, spreche. Er war nicht sehr eingenommen von dem Gedanken, der sich bei mir doch längst unwiderruflich befestigt hatte, das Oratorium auf Dürers apokalyptische Blätter zu gründen, und wir kamen überein, daß der innere Raum des Werkes möglichst ins allgemein Eschatologische erweitert werden, möglichst die ganze «apokalyptische Kultur» aufnehmen und als eine Art von Résumé aller Verkündigungen des Endes dargestellt werden müsse. Mit dergleichen Absichten war ich ohnedies umgegangen, denn die Anleihen, die Johannes von Patmos bei anderen Visionären und Ekstatikern gemacht, sind auffallend genug, und die Tatsache, daß es in dieser Sphäre eine uralte Konvention und Überlieferung gibt, die den Heimgesuchten fixe Gesichte und Erlebnisse zur Verfügung stellt; die psychologische Merkwürdigkeit, daß, wie es im Texte heißt, «einer nachfiebert, was andere vorgefiebert, und daß man unselbstständig, anleiheweise und nach der Schablone verzückt ist», schien mir höchst reizvoll und betonenswert, und ich sagte mir auch, warum. Es stimmte auf eine gewisse Art mit meiner eigenen und, wie ich herausbekommen hatte, gar nicht nur individuellen, wachsenden Neigung überein, alles Leben als Kulturprodukt und in Gestalt mythischer Klischees zu sehen und das Zitat der «selbständigen» Erfindung vorzuziehen. Der *Faustus* zeigt davon so manche Spur.

Zu den musikalischen Weisungen und Anregungen für

Leverkühns Opus war Adorno an jenem Tage nicht bereit, versicherte aber, daß die Sache ihn angelegentlich beschäftige, daß er schon allerlei Ideen bei sich bewege und sie mir nächstens an die Hand geben werde. Wie er sein Wort hielt, zu übergehen, würde diese Erinnerungen sehr unvollständig lassen. Wiederholt war ich in den folgenden Wochen mit Notizbuch und Stift bei ihm und nahm, bei einem guten, häuslich angesetzten Fruchtlükör, fliegend, in Stichworten, Verbesserungen und Präzisierungen für frühere musikalische Darstellungen und charakterisierende Einzelheiten auf, die er sich für das Oratorium zurechtgelegt hatte. Vollkommen vertraut mit den Absichten des Ganzen und denen dieses besonderen Stückes, zielte er mit seinen Anregungen und Vorschlägen genau auf das Wesentliche, nämlich: das Werk dem Vorwurf des blutigen Barbarismus sowohl wie dem des blutlosen Intellektualismus bloßzustellen.

Die Vorbereitungen zu dem so entscheidenden Abschnitt hatten, unter Dante-Lektüre, dem Studium der Apokryphen und allerlei sich gutwillig einfindender Schriften über antikchristliche Jenseitsvorstellungen und Apokalyptik, lange gedauert. Gegen Mitte Januar 46 begann ich ihn zu schreiben, und bis Anfang März, also für sechs Wochen, sollte er meine Kräfte in Anspruch nehmen, — was gar nicht viel ist, denn diese Kräfte schwankten mehr und mehr, und im Tagebuch mehren sich die trockenen Vermerke über Kopfschmerzen, Hustennächte, Nervenschwäche und «absurde» Müdigkeit. Wie manches war zudem immer zwischenein improvisierend zu leisten und da und dort beizutragen: Bei einem Meeting in «Defense of Academic Freedom» war zu sprechen, eine Radio-Anspra-

che zu Roosevelts Geburtstag zu diktieren, die Abfassung des *Berichts über meinen Bruder*, eine mir liebe und dokumentarisch wichtige Arbeit, fiel auch in diese Zeit. An wohlthuenden Eindrücken, die matte Stimmung zu heben, fehlte es nicht. — Das Buch der Käte Hamburger in Göteborg, Schweden, über *Joseph und seine Brüder* erschien, der eindringliche Kommentar einer Philologin, bei dessen Lektüre ich nun freilich eine Art von Neid empfand auf jene Zeit heiter mythologischen Spieles, für welches das makabre Werk der Gegenwart so wenig, so gar keinen Raum bot. Ich schalt es unepisch, unhumoristisch, unerfreulich, künstlerisch glücklos. Und doch drang ein erstes Echo davon, drangen Stimmen frühester Leser des Unfertigen nun zu mir, tröstliche Stimmen und erschütternder in ihrer schriftlichen Befestigung, als aller mündlicher Zuspruch, der mir wohl auch schon zuteil geworden. Erich Kahler in Princeton hatte der Übersetzerin, Helen Low-Porter, das Maschinen-Manuskript, soviel sie davon hatte, stückweise entführt, und er, von dem eines Tages die großartige Analyse des Buches, genannt *Säkularisierung des Teufels*, kommen sollte, schrieb mir schon über das Fragment in Akzenten, die mich in natürlicher Proportion zu den Sorgen und Zweifeln beglückten, die das Leidenswerk mir bereitete. Die getreue Dolmetscherin selbst, zurückhaltend sonst immer aus reiner Bescheidenheit mit Äußerungen über das ihr Aufgetragene, schrieb auch. «I strongly feel», schrieb sie, «that in this book you will have given your utmost to the German people.»

Um was sonst wäre es uns jemals zu tun, als unser Äußerstes zu geben? Alle Kunst, die den Namen verdient, zeugt von diesem Willen zum Letzten, dieser Ent-

geschlossenheit an die Grenze zu gehen, trägt das Signum, die Wundmale des «utmost». Dies war es, das Gefühl des Willens zum äußersten Abenteuer, was mich an Werfels utopischen Nachlaß-Roman *Der Stern der Ungeborenen* fesselte, den ich jetzt las. Der Übersetzer, Gustav Arlt, überließ mir das Maschinenmanuskript des Originals. Ein Kapitel daraus, die Gymnastenfahrt der chronosophischen Schulklasse in den interplanetaren Weltraum, hatte der Verstorbene als Geburtstagsgabe an mich für das Juni-Heft der «Neuen Rundschau» beige-steuert. Es schließt mit dem mystischen Paradoxon, daß eine Größe an Größe sich selbst übertreffen, die Energie eines Lichtgestirns größer sein kann als sie selbst, und daß dies die Situation des Wunders, des Liebesopfers, der Selbstzerstörung ist «durch Glorifikation». Die moralische Poesie des Gedankens (wenn man es einen Gedanken nennen kann) hatte mich damals eigentümlich tief berührt, und Werfel hat mir gesagt, daß er seinetwegen dies Kapitel für mich ausgesucht habe. Etwas von seiner Transzendenz fand ich wieder in dem ganzen gleichsam schon nach dem Tode des Dichters, bei vernichtetem Herzen, geschriebenen, durchaus spiritistisch wirkenden Werk, dessen Kühnheit dem Leben nicht mehr recht angehört, und das man künstlerisch nicht glücklich nennen kann. Zeichnung, Rede, Seelenleben dieser Hunderttausende von Jahren nach uns auf der sowohl übervergeistigten wie übertechnisierten Erde lebenden Menschen haben etwas — ich wiederhole das Wort — spiritistisch Leeres und Hohles, und manche ganz unausdenkbaren Erfindungen zur Kennzeichnung dieses unendlich fernen Erdenlebens, zum Beispiel die Lichtreklame mit Sternen oder daß man sich zu einem

Reiseziel nicht mehr hinbewege, sondern es durch ein Instrument, auf technisch-spirituellem Wege, heranholt, erinnern an Traumeinfälle, die während des Traumes sehr gut und brauchbar erscheinen, sich aber beim Erwachen als krauser Unsinn erweisen. Hier scheint es kein Erwachen zur Kritik mehr gegeben zu haben, und wäre nicht einige Komik mit untergebracht, wie die falsch-treuerzige Redeweise der Hunde, die immer «nit» statt «nicht» sagen, so läge die Gefahr gelangweilten Sich-abwendens vom nicht mehr Lebendigen nahe. Dennoch finden sich absolut großartige, absolut bannende Intuitionen in diesem übergewagten Erzählwerk des Todes, Inkommensurabilitäten, Neuigkeiten, Erzeugnisse einer schon abwegigen und eben darum genialischen Einbildungskraft. Die skurril-ängstigenden Szenen und Geschehnisse in der Unterwelt, im inneren Hohlraum der Erde mit ihrer dumpf-albtraumhaften Atmosphäre, sind als Phantasieleistung unübertroffen in aller Literatur, und das sonderlich Anziehende, Anregende und Bedeutende des Werkes für mich bestand gerade in seinen geheimen Beziehungen zur Weltliteratur, in der Tatsache, daß es auf seine ausschweifende Art eine Tradition fortführt, und zwar in seiner ausdrücklichen Eigenschaft als «Reiseroman». Als solcher erinnert es und erinnert sich an Defoë sowohl wie an Swift wie an Dante, an diesen am absichtlichsten, wenn auch nicht am glücklichsten, denn zum Unterschied von ihm, immerhin, hat es keine rechte Sprache. — Ich las das Buch zweimal, das zweite Mal «mit dem Bleistift» und ging mit dem Gedanken um, einen Vortrag darüber zu halten. Dazu ist es nicht gekommen.

Am 2. Februar konzertierte Hubermann in der Philhar-

monie von Los Angeles. Wir scheuten nicht die lange Fahrt und hörten von dem häßlichen kleinen Hexenmeister, der soviel von der Faszinationskraft des dämonischen Fiedlers besaß, Beethoven, Bach (eine Chaconne, bei der er eigentümliche Orgelwirkungen seiner Geige abgewann), eine liebenswerte Sonate von César Frank und zigeunerhafte Zugaben. Wir waren bei ihm im Gedränge des Künstlerzimmers nachher. Er jubelte, als er uns sah. Bekanntschaft und Sympathie waren alt und in München, Salzburg, Zürich, dem Haag (wo wir beim deutschen Botschafter zusammen wohnten) und New York immer erneuert worden. Am 5. war er bei uns zum Essen und lud uns in sein Landhaus über Vevey ein, wenn wir, wie geplant, nach Europa kämen. Er war tot, als wir die Schweiz widersahen. —

Ein anderer gedenkenswerter Besuch war der des kanadischen Meisterphotographen Karsh, desselben, der das berühmte Bildnis Churchills mit dem grimmig sinnenden Lächeln hergestellt hat. Dieser hatte ihm fünf Minuten gewährt, und er rühmte sich, ihm für diese Frist die Zigarre weggenommen zu haben. Bei mir mochte er gemächlicher vorgehen. Mit großem Apparat, der wiederholt Kurzschluß verursachte, arbeitete er beinahe zwei Stunden lang mit mir an einer Serie von Aufnahmen, von denen einige an glücklich abgefangener «Ähnlichkeit» und plastischer Lichtwirkung wirklich das Vollendetste darstellen, was ich nicht nur von eigenen Bildern, sondern überhaupt je gesehen habe. Nur schade, daß ich gerade damals als Modell in so schlechter Form war und die sonst unvergleichlichen Portraits eine Bläßlichkeit der Züge und spitze «Vergeistigung» zeigen, die wenig Authentisches hat.

Photographische Experimente eindringlicherer Art, Röntgen-Aufnahmen meiner Lunge, hatten einen «Schatten» irgendwo an diesem Organ zum Vorschein gebracht, von dem der Doktor meinte, daß man gut täte, ihn weiter zu beobachten. Vorderhand empfahl er die Behandlung von Nase und Rachen durch einen Spezialisten, Mantschik mit Namen, französischer Pole und von sehr geschickter Hand, der sein Bestes tat, Symptome zu mildern, deren sekundärer Charakter immer deutlicher wurde. Längst hatte ich, nur halb eingestandenermaßen, nachmittags und abends ein bißchen erhöhte Temperatur und hatte auch welche, als ich am Abend des Tages, an dem ich das Oratorium abgeschlossen, zusammen mit meinem Bruder einen Rezitationsabend besuchte, den Ernst Deutsch im Warner-Studio veranstaltete. Eine gleichartige Darbietung des bedeutenden Schauspielers und vorbildlichen Sprechers hatte ich schon versäumt und konnte gar nicht anders, als diesmal seiner herzlichen schriftlichen Einladung zu folgen. Zahlreiche Bekannte waren da, und ich genoß den Abend sehr, in dem etwas verfremdeten, zugleich matten und gehobenen Zustand, in den ein mäßiges Fieber versetzt. Spät kam ich zu Bette — und verließ es dann einige Tage nicht, da eine grippige Erkrankung, nachmittags immer 39° Fieber erzeugend, mich darin festhielt. Eine Tag und Nacht alle drei Stunden durchgeführte orale Penicillin-Kur schlug überhaupt nicht an. Besser half immer die Empirin-Kodein-Mischung. Ich schlief viel, auch am Tage, und las nicht wenig, hauptsächlich Nietzsche, denn der Vortrag über ihn schien nächstes Arbeitsprogramm. Es kamen dann Tage, die ich, zur Not genesen, aber bei fortbestehender Neigung

zu Rückfällen in Über-Temperatur, teilweise außer Bett, im Bett nur vormittags, lesend und schlummernd, verbrachte. Eine Krise im Schoß der «United Nations» wegen Irans und des von Churchill angeregten englisch-amerikanischen Militärbündnisses, dazu das Rede-Duell zwischen ihm und Stalin spielten sich eben ab. Churchill sprach elegant und Stalin grob, ganz unrecht, fand ich, hatte keiner. Das findet man allermeist, und nur einmal im Leben, zu meiner Erbauung, habe ich's nicht so gefunden. Hitler hatte den großen Vorzug, eine Vereinfachung der Gefühle zu bewirken, das keinen Augenblick zweifelnde Nein, den klaren und tödlichen Haß. Die Jahre des Kampfes gegen ihn waren moralisch gute Zeit.

Ein Hin und Her von halber Genesung und Rückfällen in fiebrige Zustände folgte. Ich fuhr und ging etwas aus, aber es wollte nicht gut tun, und namentlich die sonst so geliebte Seebrise schadete mir. Zum Tee sah ich Gäste, aber meine Frau brachte dann wohl mit Kopfschütteln das oben liegengelassene Thermometer, das wieder mehr als 38 zeigte, und schickte mich zu Bette. Viel rekapitulierte ich Nietzsche, besonders die Schriften aus den frühen siebziger Jahren und *Nutzen und Nachteil der Historie* und machte Notizen. Den 75. Geburtstag meines Bruders begingen wir mit einer kleinen Abendgesellschaft, und ich erinnere mich an ein lebhaftes Gespräch mit ihm über den Gegenstand meines Vortrags. Auf seinen Wunsch übernahm damals Dr. Friedrich Rosenthal meine Behandlung. Er wandte Injektionen meines eigenen Blutes an, die nichts fruchteten, und versuchte es dann mit einer Empirin-Bellegalkur, um kein Fieber mehr aufkommen zu lassen. Unterdessen hatte er die letzten Röntgen-Aufnahmen der

Lunge eingefordert, die ihm das klare Bild einer Infiltration am rechten Unterlappen ergaben. Er verlangte die Zuziehung eines Spezialisten, der, Amerikaner, den Befund durch Untersuchung bestätigte und die bronchoskopische Feststellung des Abszesses beantragte, auch schon die Notwendigkeit der Operation durchblicken ließ. Ich war mehr verwundert als erschrocken, denn nie hatte ich gedacht, daß mir von den Atmungsorganen her je irgendwelche Gefahr drohen werde, und die einhellige Versicherung der Ärzte ging denn auch dahin, daß es sich um keinen tuberkulösen Prozeß handelte. «Vieles», schrieb ich, «an meinem Befinden während der letzten Monate erklärt sich aus der Entdeckung. Unter wie schlechten Bedingungen habe ich gearbeitet! Andererseits ist sicher der schreckliche Roman zusammen mit den deutschen Ärgernissen an der durch die Grippe aktivierten Erkrankung schuld. — Aufschub der Vortragsreihe bis Oktober beschlossene Sache.»

Und das Tagebuch bricht ab.

XIII

DER energische Fortgang der Dinge, wie sie sich nun, und zwar glücklich, entwickelten, ist allein meiner Frau zu danken, die von uns allen als einzige wußte, was sie wollte, und das Notwendige einleitete. Rosenthal war im Grunde, meines Alters wegen, gegen die Operation, ja auch, um der Schonung willen, gegen die Bronchoskopie, von der der amerikanische Doktor gleichmütig gemeint hatte, in acht Tagen werde ich mich davon erholt